

Es könnte alles auch ganz anders sein!

Eine Kindheit - vier Lebensläufe

Eine Kindheit

Anita wurde als zweites Kind des Lehrer-Ehepaars Kaiser am 6.8.1942 in Sensburg / Ostpreußen geboren - ein Kriegskind also. Anita war, wie fast jedes Kind, niedlich. Allerdings sprach ihr um 3 1/2 Jahre älterer Bruder Karsten wegen seiner besonderen Zartheit und dem auffallenden blonden Lockenschopf die Herzen der Erwachsenen vergleichsweise mehr an. Die Mutter Anitas verließ mit den Kindern auf Anraten des Vaters Sensburg bereits 1944 und kam über Zwischenstationen in ein Flüchtlingslager in Dänemark.

In überfüllten Waggons war die Reise für Mutter und Kinder lang und mühselig. Sabotage auf der Strecke, dauernder Fliegeralarm und über sie hinwegbrausende Flugzeuge erzeugten Angst, bisweilen Panik bei den Flüchtlingen.

Im Flüchtlingslager waren Behandlung und Unterbringung korrekt.

In der ersten Barackenunterkunft gab es allerdings Ratten. Nachdem auch die Großeltern väterlicherseits im Lager eingetroffen waren, gelang es der Mutter ein besseres 1 1/2 Zimmer-Quartier in einem Steinhaus zu besorgen. Der Lebensradius der Familie war klein. Direkt vor dem Haus trennte ein von Soldaten bewachter Stacheldrahtzaun die Deutschen von den Dänen. Der Vater, im Feld stehend, war Anita zunächst nur von einer schönen Fotografie an der Wand bekannt. Ein guter Vater, wie die Mutter andächtig sagte, für Anita dadurch nahe beim lieben Gott. Der lange hagere Großvater mit Zwirbelschnurrbart war greif- und riechbarer – er rauchte Huflattig in der Pfeife. Die Mutter und auch der Großvater arbeiteten im Lager. Die Mutter unterrichtete die Lagerkinder und der Großvater, eigentlich Polizist, flocht Körbe und besohlte Schuhe. Eine tief religiöse Einstellung gab der Mutter Kraft, alles durchzustehen. Täglich las sie die Herrenhuter Losungen und erzählte den Kindern abends biblische Geschichten. Der Großvater erzählte ganz andere Geschichten, schnurrige, ausgedachte, schräge, über die man lachen mußte.

Einmal sah Anita einen Laster mit verwundeten Soldaten hinter dem Stacheldraht vorbeifahren. Darauf stand ein Soldat an Krücken. Er hatte sichtlich nur noch ein Bein. Dass nicht nur ihre Puppe, sondern auch ein Mensch kaputt gehen kann, war Anita neu. Karsten nahm die kleine Anita manchmal mit in die Lagerschule. Dort wendete Lehrer Schulze, der mit Holzpantinen zur Schule schlurfte, recht drastische pädagogische Mittel an. „Wieviel Hiebe?“ 20 oder 30 brüllten die Kinder, und irgendein Tunichgut wurde übers Knie gelegt und entsprechend versohlt. Ansonsten spielte Anita zeittypische Spiele z. B. „Entwanzen“, d.h. allen Puppenstubenmöbel wurden raus und rein geräumt.

1946 war das Lagerleben vorbei. Der Vater hatte Wohnung und Arbeit in Hamburg gefunden und holte die Familie nach. Ein zum bisherigen Leben kontrastreiches Ambiente erwartete Anita. Die Zwei-Zimmer-Wohnung lag in einem Flügel eines riesigen neoklassizistischen Palastes, der von einem noch viel riesigeren Park umgeben war. Die Millionärskinder, Yvonne und Armin, etwa so alt wie Anita und Karsten, langweilten sich und holten sehr bald die Flüchtlingskinder zum Spielen im Park und auf dem Privatspielplatz sowie in ein märchenhaftes begehbare Puppenhaus. Armin war nicht nur ein liebenswürdiger, sondern auch ein ausgesprochen schöner Knabe mit dunklen Augen und schwarzem Haar.

Frau Kaiser gelang es jetzt nicht mehr, so ausgeglichen zu sein wie in der Zeit, in der sie sich allein durchschlagen mußte. Sie weinte manchmal. Herr Kaiser war ernst und oft nervös. Er mußte sich auf seine Unterrichtsstunden im Wohnzimmer vorbereiten. Die Kinder störten ihn dabei. Abends saßen die Eltern und rechneten herum, wie mit dem Geld auszukommen sei. Zu essen gab es nicht viel. Die Kinder hatten oft Hunger.

Das Entnazifizierungsverfahren war für Herrn Kaiser unangenehm, ging aber günstig für ihn aus. Er war zwar in die Partei eingetreten, jedoch spät und gedrängt, um seine Lehrerstelle nicht zu verlieren, kein überzeugter Nazi.

Anita war tags über oft bei Frau Sonntag, einer kinderlosen Flüchtlingsfrau, die sich ihr sehr herzlich zuwandte. Anita sagte: wenn ich nicht schon eine Mutter hätte, würde ich Frau Sonntag nehmen.

Das Lernen machte ihr wenig Probleme, allerdings war sie verträumt und verspielt. Sie konnte sich z. B. nur schwer abgewöhnen, Gesichter in alle Oh's zu malen. Im Vergleich zu Karsten galt sie ihrer Mutter als robuster und ihrem Vater als unintelligenter. „Mein kleiner Dummling“ war sein Spruch.

Der Film „Bei Nacht und Nebel“, wurde in Anitas ersten Gymnasialschuljahren zur Information über die Morde in den Konzentrationslagern der Nazis gezeigt. Sie mußte sich im Anschluß an den Film übergeben.

Jugendzeit und Erwachsenenalter

Schwerwütige Version – Anita 1

Über ihr Leben ab 1955 berichtet Anita Folgendes: In der Pubertät sei sie extrem schweigsam geworden und habe sich sehr zurückgezogen. Die recht grobe sexuelle Anmache durch einen Jungen während einer Klassenfahrt, auf die sie nicht vorbereitet war, sieht sie dafür als auslösend an. Die Entwicklung einer selbstsicheren weiblichen Identität sei ihr nicht gelungen, da sie sich mit der als depressiv und gegenüber dem Vater als schwach wahrgenommenen Mutter nicht identifizieren konnte und vom Vater zu wenig bestätigt worden sei. Außerdem habe die Neigung zur projektiven Erhöhung des Vaters in Gottvaternähe insofern nachgewirkt, als sie sich in Männer nur in dieser projektiv überhöhten Form habe verlieben können und diese so für sie konkret stets unerreichbar geblieben seien. Der religiöse Hang der Mutter habe sie stark geprägt. Einerseits habe sie ihn übernommen, dann jedoch die Abgrenzung von der Mutter durch eine Übersteigerung desselben versucht. Zum Schrecken der Mutter sei sie nach dem Abitur zum Katholizismus konvertiert und in einen Benediktinerinnenorden eingetreten. Dort habe man ihr eine pädagogische Ausbildung angedeihen lassen. Danach habe sie in der klostereigenen Schule unterrichtet. Allerdings sei sie oft monatelang ausgefallen, da sie von schweren Depressionen heimgesucht worden sei, in welchen sie unter der Angst, Gott nicht zu genügen und unter Schuldgefühlen ihrer Mutter gegenüber gelitten habe. In depressiven Zeiten seien ihr Zweifel an der moralischen Haltung ihrer Eltern, insbesondere des Vaters, während der Nazizeit gekommen. Darauf habe sie dann wiederum mit Schuldgefühlen reagiert und versucht, ihn nahezu zum Widerstandskämpfer hochzustilisieren, obgleich er, wie sie wußte, in der Partei gewesen sei.

Ein tiefenpsychologisch ausgebildeter Priester habe ihr in ihren depressiven Zeiten sehr geholfen. Er habe ihr klar gemacht, dass sie vor allem unter dem übermächtigen Vaterbild leide und zur Mutter, hinsichtlich der Religiosität in einer Gegenabhängigkeit stehe, die eine freie religiöse Entwicklung verhindere. Als lebensgeschichtlich komplizierend habe er erkannt, dass Anita, da sie zu wenig Zuwendung von der eigenen Mutter bekommen hätte, schon früh nach einer Ersatzmutter gesucht habe. Dieses Muster habe sie beibehalten und im Kloster auf die Priorin übertragen, der gegenüber sie eine übersteigerte Anhänglichkeit und Bestätigungssucht entwickelte. Diese unerfüllbare Sehnsucht habe dann unweigerlich zu Frustrationen geführt, durch die neue Depressionen ausgelöst worden seien. In den letzten Jahren sei sie zwar nicht gerade zu einem sehr lockeren Menschen geworden, könne aber den Pflichten des Klosterlebens und des Schulunterrichts nachkommen.

Es sei ihr bewußt, dass das Kloster sie vor all zu nahen und sie gefährdenden Kontakten zu den Eltern geschützt habe.

Revoltierende Version – Anita 2

Ungefähr ab 1956 begann Anita, sich in ihrer Familie immer unwohler zu fühlen. Alles schien ihr kleinbürgerlich, eng und irgendwie unecht. Sie hatte Freundinnen, in deren Familien alles viel großzügiger, lockerer zuing. Eine Freundin kam aus dem Hochadel. Ihr Vater war sogar Widerstandskämpfer gewesen. Sie hielt sich zunehmend mehr in der Familie dieser Freundin auf. Heimlich begann sie sich ihrer eigenen Eltern zu schämen und warf ihnen innerlich vor, im dritten Reich Mitläufer gewesen zu sein und den moralischen religiösen Ansprüchen, die sie gegenüber ihren Kindern vertreten, selbst nicht gerecht zu werden. „Wenn ich was von Religion höre, kriege ich das Laufen.“ Ihren Vater hielt sie auf der ganzen Linie für engstirnig, politisch viel zu konservativ und humorlos. Ihre Mutter nannte sie respektlos ein „Gefühlsei“. Bei Zärtlichkeiten von ihrer Seite sträubte sich ihr das Fell. Irgendwann fiel ihr das Buch „Die Mutter als Schicksal“ von Felix Schottlaender in die Hände. Daraufhin war sie überzeugt, dass ihre Mutter sie und ihren Bruder Karsten viel zu stark an sich gebunden habe. Mit ihrem Bruder diskutierte sie viel darüber und beide kamen zu dem Schluss, dass es der Mutter an Zärtlichkeit von Seiten des Vaters gemangelt habe und sie deshalb übertrieben zärtlich zu den Kindern gewesen sei.

Anita verließ das Gymnasium gegen den Willen ihrer Eltern ohne Abschluss und fand durch Vermittlung einer ihrer zahlreichen Freundinnen zunächst Unterschlupf in einer WG in Berlin. Dort jobbte sie mal hier mal da und konnte sich zu keiner Berufsausbildung entschließen. In der WG war sie zeitweilig mit einem Psychologiestudenten liiert. Diesem schien es sonnenklar, dass ihre Konzept- und Ziellosigkeit, unter der sie mittlererweile zu leiden anfing, mit dem widersprüchlichen, unehrlichen und aggressionsgehemmten Klima in ihrer Familie zusammen hängen müsse. An ihre Eltern schrieb Anita in dieser Zeit ziemlich wilde Briefe, in denen sie sie massiv beschuldigte an ihrer Misere schuld zu sein. Zu ihrem Bruder behielt sie zeit ihres Lebens ein sehr gutes Verhältnis. Von ihm fühlte sie sich verstanden. Ihm ist es auch zu verdanken, dass sie sich schließlich entschloss, in seiner Nähe eine Wohnung zu suchen, die mittlere Reife nachzumachen und eine Ausbildung zur Arzthelferin zu beginnen. Inzwischen lebt seit vielen Jahren in einer tragfähigen lesbischen Beziehung mit einer Ärztin zusammen. Beide haben einen großen Freundeskreis. Die Wurzel für ihre etwa 1968 erkannte lesbische Neigung hat sie während eines Selbsterfahrungsworkshops bei einer Familienaufstellung entdeckt. Die Mutter stand da deutlich immer zwischen dem Vater und ihr.

Ihren Kontakt zu den Eltern hat sie ab 1969 stark reduziert. Erst in den letzten Jahren begann sie, aus einem sie selbst erstaunenden Pflichtgefühl heraus, wieder in gewissen Abständen Besuche bei ihnen zu machen.

Ver-rückte Version – Anita 3

In der Pubertät, so um 1955/56, verstärkte sich der verträumte Zug, den Anita schon als Kind gezeigt hatte. Sie spielte bis zum 18. Lebensjahr mit ihren zahlreichen Puppen, mit denen sie scenische Bilder baute, die sie Opern oder auch Theaterstücken nachempfand. Sie konnte sehr schön zeichnen und sang gerne. Mit 19 nahm sie Gesangunterricht. Die Bewunderung ihrer Mutter für alle diese Fähigkeiten tat ihr gut. Anita besuchte so oft als möglich das Hamburger Schauspielhaus und schwärmte für Will Quadflieg und Gustav Gründgens. Mit ihren Freundinnen las sie Rilke und Hölderlin. Als Selbsthilfemassnahme gegen die Trockenheit und Langweile des Schulunterrichts schaute sie sich heimlich unter der Bank Bilder von Michelangelo an oder versuchte Gedichte auswendig zu lernen. Sie träumte sich überhaupt oft weg z. B. in ein Schloß mit großem Park, durch den sie Arm in Arm mit ihrem schwarzhaarigen Prinzen schritt.

Das Abitur schaffte sie gerade noch. In der Nacht vor dem Abitur hatte sie einen panikartigen Angstanfall, der mit dem Gefühl verbunden war, weder das Abi noch sonst etwas im Leben jemals schaffen zu können.

Nach dem Abitur wollte sie Kunst studieren und ging nach München. Als ihr Bruder sie dort besuchte, fand er sie völlig verändert vor. Sie redete von einbeinigen kaputten Menschen, zuckte zusammen, weil sie Schüsse zu hören vermeinte und fühlte sich von einer Person mit Holzschuhen verfolgt, die sie foltern und in einen Stacheldrahtverhau einsperren wollte. Sie litt auch unter körperlichen Sensationen auf der Haut, wo sie krabbelndes Ungeziefer zu spüren meinte. Zwischendurch behauptete sie unter lauter Nazimördern zu leben und wollte deshalb niemandem mehr die Hand geben. Manchmal schrie sie plötzlich mit einem irren Lachen: „Eins, zwei, drei Polizei, Zwirbelbart, komm herbei!“ oder ähnliches unverständliches Zeug. Der Bruder schaffte es mit Mühe, sie nach Hause zu den Eltern zu bringen. Der herbeigezogene Psychiater, den sie mit „endlich kommst du, mein Prinz.“ begrüßte, diagnostizierte eine schizophrene Psychose und wies sie in die Psychiatrie ein. Dort führte ein Familientherapeut zahlreiche Gespräche mit ihr und der Familie. Er kam zu dem Schluss, dass die Eltern, insbesondere die Mutter die ausgeprägte Sensibilität und Vulnerabilität ihrer Tochter stets verkannt und sie schließlich durch Bewunderung ihres versponnenen Wesens indirekt überfordert hätten. Frühe nicht aufgearbeitete Kriegseindrücke, das eingesperrte Leben im Lager, die versäumte Aussprache über die Nazizeit sowie der plötzliche Umschwung vom Lagerleben in die märchenhafte Umgebung der hamburger Villa hätten die anlagebedingte Vulnerabilität dieses verkannten Kindes verstärkt und spiegelten sich in den Psychoseinhalten deutlich wieder.

Wegen des arg versponnenen Großvaters wurde auch eine genetische Komponente als möglicherweise mitverursachend in Erwägung gezogen.

Anita lebte nach der Psychose zunächst zwei Jahre im elterlichen Haushalt, da ihr jede Perspektive verloren gegangen war und ihr die Kräfte fehlten, eine neue Perspektive zu entwickeln. Etwa um 1963 kam ihr Patenonkel, der als Tischlermeister in Mönchengladbach arbeitete zu Besuch, sah sich die Situation ein paar Tage an und fragte sie dann, ob sie sich zutrauen würde, bei ihm eine Tischlerlehre zu machen. Nach langem Zögern entschloss sich Anita dazu, obgleich ihre Mutter und auch der behandelnde Psychiater in einem Ortwechsel eher eine Rückfallgefährdung sahen. Anita ging es in Mönchengladbach in neuer Umgebung und mit einem Ziel, dem sie sich zunehmend gewachsen fühlte erstaunlich gut. Sie hat bisher einen einzigen Rückfall gehabt und zwar als sie sich zeitgleich mit der Vorbereitung auf die bevorstehende Gesellenprüfung im Rahmen des Treffens der örtlichen Selbsthilfegruppe Psychiatrieerfahrener in einen schwarzhaarigen, dunkeläugigen, äußerst attraktiven Studenten verliebte. Dadurch verlor sie damals fast ein Jahr Ausbildungszeit. Inzwischen arbeitet sie bereits jahrelang als Tischlerin in einem Rehaprojekt der Klinik Mönchengladbach und ist glücklich mit einem Krankenpfleger verheiratet, in den sie zunächst garnicht verliebt war, den sie aber allmählich zu lieben lernte. Der Kontakt zu ihren Eltern und ihrem Bruder ist ihr immer wichtig geblieben.

Eifrige Version – Anita 4

Anita berichtet schmunzelnd: „So ungefähr ab 1955/56 begann das Leben interessant zu werden. Die Jungen verguckten sich schnell in mich und ich fand das toll. Erst wars nur ein Spiel aber so ab 17 hatte ich ziemlich ernsthafte Beziehungen. Komischer Weise hatte ich eine Vorliebe für blonde, helle Typen, die alle – so sehe ich das im nachhinein - irgendwie meinem Bruder zu ähneln schienen. Diese Beziehungen blieben nie lange stabil, da ich von Rivalitätsgefühlen geplagt wurde und stets beweisen mußte, dass ich eigentlich intelligenter als mein jeweiliger Freund war. Schließlich endete jede Beziehung in zähen Machtkämpfen. und ich gab sie irgendwann auf. Nach dem Abitur wandte ich mich mit Feuereifer dem Studium zu. Ich wählte Philosophie und Geschichte. In diesem Zusammenhang interessierte ich mich besonders für die Nazizeit und versuchte auch mit meinen Eltern immer wieder ins Gespräch zu kommen, um zu verstehen, wie es zu den Verbrechen und insbesondere zu der erschreckenden Mitwirkung von Wissenschaftlern bei ihrer Ausführung hat kommen können.

Meine Mutter konnte viele interessante Einzelheiten aus dem damaligen Alltag erzählen, z. B. wie gefährlich es war, Kriegsgefangenen Brot zu geben oder auch nur einen unbedachten Witz zu erzählen. Mit meinem Vater war es komplizierter. Dennoch halfen mir diese Gespräche, die Einstellungen und inneren Konflikte meiner Eltern besser zu verstehen. In meiner wissenschaftlichen Karriere war ich ziemlich erfolgreich. Ich glaube, ich wollte es meinem Vater auch unbedingt beweisen, da er mich immer als „Dummling“ bezeichnet hat. Bald wurde mir eine Assistentenstelle bei meinem Lieblings-Philosophie-Professor angeboten und ich machte mich mit Energie und Ehrgeiz daran, die universitäre Laufbahn in Angriff zu nehmen. Tja, mit meinem Professor hat sich dann noch was ganz anderes ergeben. Ich konnte es erst garnicht glauben. Der Kerl hat sich in mich verliebt. War erst schwierig, da er verheiratet war. Nach zwei Jahren hat er sich meinetwegen scheiden lassen. Ich hatte irgendwie Angst, dass ich wieder die gleichen Probleme kriegen würde wie immer mit Männern und bin zu so einem Ehe-therapeuten gegangen, obwohl ich diese Psychotypen eigentlich hasse. Ich wollte einfach nicht, dass wieder erst was eskaliert und diese Beziehung war mir jetzt wichtiger als je eine zuvor. Der Typ hat ein bisschen rumanalysiert und dann den Nagel auf den Kopf getroffen. Mir ist schlagartig deutlich geworden, dass meine Eltern, jeder auf seine Art, die Eifersucht auf meinen Bruder, den ich ja eigentlich sehr liebte, richtig geschürt hatten. Er stand immer im Mittelpunkt, auch bei allen Tanten, die immer gleich ah und oh schrien, wenn sie das blondgelockte Kerlchen nur sahen. Das habe ich dann wohl auf all die netten blonden Typen übertragen. Fünf Stunden Therapie und ich war sicher, dass ich die alten Spielchen nicht wieder anfangen würde. Natürlich kommt hinzu, dass mein Mann, wir haben 1972 geheiratet, zehn Jahre älter ist als ich und auch von sich aus souveräner mit manchen Themen umgeht als meine früheren Partner. Wir haben auch einen Sohn und eine Tochter und ich habe wie verrückt aufgepasst, dass da nicht so etwas ähnliches passiert. Aber irgendwie gibt's zwischen ihnen auch Eifersucht. Mein Bruder? Ach der ist jetzt ein ganz guter Onkel und die Kabbeleien zwischen uns sind inzwischen gutartig. Zu meinen Eltern habe ich trotz allem eigentlich immer ein ganz gutes Verhältnis gehabt.“

Schlußbemerkung zu den Eltern

Die Eltern Kaiser sind inzwischen hochbetagt verstorben. Sie waren stets dankbar, dass sie nach Diktatur, Krieg, Flucht und Hungerzeiten ein neues Heim für sich und ihre Kinder hatten aufbauen können. Auf Anita und Karsten, waren sie stolz. Es war ja aus beiden etwas geworden.

Als ich mit ihnen im August 1993 sprach, konnten sie sich an Probleme mit Anita in deren Jugendzeit kaum erinnern. „War alles ziemlich normal“, meinte Frau Kaiser „manchmal brauchen die Kinder eben ein bißchen mehr Zeit, bis sie sich finden.“

Und die Psychologen, Psychotherapeuten, Psychiater mit denen Anita zu tun hatte? „Psychologie?“ brummte Herr Kaiser „da können Sie auch gleich im Kaffeesatz lesen.“